

Amts-Blatt
Zugleich
Anzeiger für das blaue Ländchen.

Zugleich

Anzeiger für das blaue Ländchen.

(Umfassend die Ortschaften: Muringen, Breitenheim, Dellenheim,

Redaktion und Geschäftsstelle **Bierstadt**, Ecke Moritz- und Röderstraße

Redaktion, Druck und Verlag Heinrich Schönlank in Berlin.

Der Anzeigenpreis beträgt: für die kleinste 9 Zeitspalt oder deren Raum 15 Bfg. Reklamen und Anzeigen im amtlichen Teil werden pro Zeile mit 80 Bfg. berechnet. Eingetragen in der Postzeitungs-Büchse unter Nr. 1110a.

Fernruf 2027.

Fr. 227

Samstag, den 26. September 1914.

14. Sahragang.

Ein französisches Sperrfort
gefallen.

Großes Hauptquartier, 25. Sept., abends.
(Schluß.) Der Fortgang der Operationen
auf unserem äußersten rechten Flügel
in den neuen Kämpfen geführt, in denen eine
Entscheidung bisher nicht gefallen ist. In
der Mitte der Schlachtfrent ist heute, von
beiden Vorstößen beider Parteien ab-
gesehen, nichts geschehen. Als erstes der
Vorstöße südöstlich von Verdun ist heute
das Dorf Romains bei St. Mihiel gefallen.
Das bayerische Regiment „von der Tann“
hat auf dem Fort die deutsche Fahne gehißt,
und unsere Truppen haben dort die Maas
überschritten.
Im Uebrigen weder im Westen noch
Östen irgendwelche Veränderungen.

Berlin. Nach amtlichen Mitteilungen des Chefs Sanitätswesens ist im Stappengebiet eine Krafttransport-Abteilung, die mit der Herbeischaffung Verwundeten beauftragt war, am 23. September von französischen Frontkämpfern überfallen. Sie verlor einen Oberarzt und sieben freie Krankenpfleger an Toten und Verwundeten.

Aus der Riesen Schlacht in Frankreich.
 Luigi Bazzini, der auf französischer Seite beobachtete, berichtet in der Mailänder „Corriere Sera“ gibt anschauliche Schilderungen von der Schlacht in Frankreich, denen wir nach der am Mittwoch folgende Zeilen entnehmen:

und am Ufer des Kanals der Durcq. Alles
auch die Behörden. In manchen Orten ist
einziges Lebewesen nur der Parrer zurückgeblieben.
Er hat die Funktionen des Bürgermeisters über-
nommen und waltet im Nebenberuf selbst als Gen-
darm seines Amtes. Aber der Feind ist im Anzuge.
Jenseits des Ufers hier und da die Lan-
den der deutschen Mannen auf. In Creil waren
Franzosen eben dabei, die Brücke über die Oise
zu überschreiten, als am jenseitigen Ufer bereits die
italienische Kavallerie herangaloppierte. Sie hatten ge-
nommen noch Zeit, die bereits unterminierte Brücke zu
sprengen, aber in der Eile hatten sie vergessen, die
in der Gasleitung, die unter der Brücke hindurch
zu den Laternen geleitet wurde, abzusperren. Das
entzündete Gas entzündete sich, und das Feuer sprang
von Ort über, der so in Flammen aufging. Aber
es tat weiter nichts, ein „kleines Versehen“! Die
Franzosen ihrerseits wieder, denen der Auftrag ge-
geben war, die Brücke von Chantilly zu sprengen,
vergessen diesen Auftrag auszuführen vergessen. Später
sah man sie das Versäumte nach, indem sie irrthümlicher-
weise die über die Marne führende Brücke von Vangh
sprengten, was für die Bewegung der Verbündeten
kein Verhängnis wurde. Das alles beweist,
auch die latiblüthigen Engländer allmählich von
Verwirrung ergriffen wurden, die die auf dem
befindliche Armee der Verbündeten in Un-
ordnung brachte. Der französisch-englische linke Flügel
war unter diesen Umständen unfähig, die Offensive
aufzunehmen.

Der Artilleriekampf an der Aisne.
Die Londoner „Times“ veröffentlichten aus Soissons am 19. September, eine anschauliche Schilderung der Kämpfe in den letzten Wochen. Der Bericht enthält eine höchst interessante und erschütternde Beschreibung der furchtbar schwierigen Lage der verbündeten Engländer und Franzosen und gibt die entscheidenden Verluste an. Die meisterlich operierende deutsche Artillerie ist besonders hervorgehoben. Der Kampf war im wesentlichen ein Artilleriekrieg, welches das ganze Flusstal zu einer Hölle machte. Sehr wirksam erwiesen sich die deutschen Scheinwerfer, die der Artillerie die feindlichen Stellungen verrieten. Die ganze Nacht auf den 14. September fiel ein Granatregen über die Verbündeten. Am Montag beschoß die deutsche Artillerie die Höhen, die die Verbündeten besaßen, und zwang sie, sich zurückzuziehen. Die Verbündeten hatten die Höhen verloren, und die deutschen Artilleriegeschütze konnten die feindlichen Stellungen von oben beschießen.

Die französische
Sperrfortlinie
Verdun.

Durch eine lange Reihe von Sperrforts, die von Verdun bis Belfort sich hinzieht und die großen Lagerfestungen Verdun-Toul-Epinal-Belfort verbindet ist die französische Grenze gegen Deutschland geschützt. Ein Sperrfort besteht aus einem eingebauten Panzerturm von dem nur die oberste Kuppel mit den Schießscharten und den Mündungen der Geschütze über die Erdoberfläche hinausragt. Die Lage in der Erde ist durch gewaltige Eisenbetondecken, die den Turm ringsumgeben gegen einschlagende Geschosse geschützt. Der Wert dieser Forts ist durch die Erfahrungen, die die Franzosen mit unseren 42 cm-Geschützen machen mußten, ganz beträchtlich gesunken, denn die Geschosse durchschlugen mit Leichtigkeit die stärkste Panzer- und Betondecke. Immerhin bilden die Forts ein Hindernis in dem siegreichen Vordringen unserer Truppen. Nach den letzten Meldungen des Hauptquartiers ist der Angriff auf die Forts südlich Belforts durch die schwere Artillerie mit



Die französische Sperrfortlinie zw. Verdun und Belfort

die Forts südlich Verdun eingeleitet und das Feuer der schweren Artillerie mit glücklichem Erfolg auf die Sper- fort's Trogen, Les Baroches, Camp des Romains* und Lionville eröffnet worden. (*Inzwischen bereits gefallen.)

sie in den neuen Kämpfen ein deutsches Rückzugsgesicht vermuteten.

Der Bericht schildert die ausgezeichnete Verschän-
kung der Deutschen. Ohne die Aufklärung der Flieger
hätten die Verbündeten niemals die Stellung der deut-
schen Kanonen festzustellen vermocht. Die mangelnde
Orientierung machte den Verbündeten die Lage beson-
ders schrecklich. Bis Donnerstag dauerte der Kampf
fast ununterbrochen fort. In der Mittwochnacht war
der Angriff besonders schwer. Lange Eisenbahnzüge
Schwerwundener legen dafür Zeugnis ab. Lawinen-
gleich stürzten die Deutschen auf die Feinde, unauf-
haltsam und mit vollkommener Todesberachtung. Er-
fahrene Soldaten erklärten, bei den Operationen an der
Aisne bewährten sich die Soldaten des Kaisers als
Meister der Kriegskunst. Ein französischer Verwun-
deter bekannte, während dieser Kämpfe habe er die
furchtbarsten Stunden verbracht. Der Berichterstatter
gibt ein packendes Bild des Schlachtfeldes während
dieser Tage: Regen und schweres Gewölk verdunkeln den
Himmel. Flieger durchstreifen die Luft, über weiten-
weite Fronten hört man Kanonendonner, Granaten
freizieren mit eintöniger Regelmäßigkeit, Truppen zie-
hen hin und her, der Boden ist mit Toten besät,
die im Verein mit Pferdeleichen und zerbrochenem
Kriegsgerät einen entsetzlichen Anblick gewähren und
über den in ihren Erdschöbern nicht ganz verborgenen
Leuten trohen unaussprechlich die Granaten.

Ein englisches Unterseeboot gesunken.
Wie die „Frankf. Ztg.“ aus London berichtet, bestätigt ein Bericht des Vizeadmirals Patey von der australischen Marine, daß das englische Unterseeboot „A. E. 1“, eines der größten und modernsten Unterseeboote der englischen Marine, mit 84 Offizieren und Matrosen gesunken ist. Es hatte vier Torpedorohre und zwei Kanonen an Bord. „A. E. 1“ gehörte zu den Unterseebooten, die in England für die australische Flotte gebaut worden sind. Es war im vorigen Jahre vom Stapel gelaufen.

Die englische Rekrutierung.
Nachdem der englische Kriegsminister Pittener die Erklärung abgegeben hatte, daß er ein Heer von 500 000 Mann aufstellen werde, wurde in England, Schottland

und Irland kräftig die Verbetrommel gerührt. Aus der riesigen, von Tag zu Tag anwachsenden Zahl der Arbeitslosen ließen sich denn auch nicht wenige anwerben, obwohl gerade in den arbeitenden Klassen der Krieg so unpopulär wie nur irgend möglich ist. Bald aber stellte es sich heraus, daß das Kriegsministerium in keiner Weise in der Lage war, diese Ungeworbenen hinreichend zu versorgen. Aus allen Teilen des Landes kommen Klagen über ungenügende Ernährung, über schlechte hygienische Verhältnisse und über Mängel an allem Notwendigen. Wie berechtigt diese Klagen sind, das zeigte eine der letzten Sitzungen des englischen Unterhauses, in der mehrere Abgeordnete in äußerst scharfer Weise diese Mißstände zur Sprache brachten.

Sehr beweglich klangen die Klagen, die der Abgeordnete Henderson aus zahlreichen, an ihn gesandten Briefen der Angeworbenen mittheilte. „Sie sagen,“ so schreibt z. B. ein Rekrut aus dem Lager von Aldershot, „König und Vaterland brauchen dich, und für deine Weib und deine Familie wird gesorgt werden. Wer so viel ich sagen kann, geschieht nichts davon. Es ist eine Farce, wie ich aus meinen kurzen Erfahrungen beweisen kann. Ich bin zehn Tage in Aldershot gewesen und trage noch immer meinen alten Anzug. Am ersten Tage wurden wir in Reih und Glied aufgestellt, und ein Offizier sagte: „Leute, Ihr dient jetzt Eurem König und Land, und eines Soldaten erste Pflicht ist es, sich sauber zu halten.“ Nun soll man mir sagen, wie ein Mensch sich sauber halten kann, der keine Seife und kein Handtuch hat, der seine Kleider nicht wechseln darf. Wenn das so weiter geht, werden wir bald ungezieser und Krankheit in unsern Zelten haben.“ Und ein anderer klagt: „Als wir nach Taunton kamen, waren alle Baracken und Bette überfüllt; so mußten wir auf dem nassen Gras schlafen mit nur einem Tuch, um uns zuzudecken. Und als wir aufwachten, war das Tuch zum Auswinden naß. Ein guter Anfang, wie? Wir sind nun hier zehn Tage und haben kein Handtuch, keine Seife, keine Messer und Gabeln, keine sauberen Hemden und Socken, keine Bürsten und Kämme, und dabei soll man sauber bleiben. Es gibt hier Leute mit Frau und großer Familie, die nur fünf Schilling für zehn Tage bekommen und deren Frauen

und Kinder trotz aller Versprechungen überhaupt nichts kriegen." Und so schreiben nicht nur wenige, sondern Hunderte und Tausende.

Der Vertreter des Kriegsministeriums, Tennant, konnte diesen Anklagen nichts entgegenhalten; er sagte nur, daß die Regierung alles tue, was in ihren Kräften stehe.

Die „Mona Lisa“ auf der Wanderschaft.

Das hat sich die schöne Dame, die einstmals dem Maler der „Mona Lisa“ zu seinem Bilde gezeichnet hat, auch nicht träumen lassen, daß ihr Konterfei im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts solche Reisen unternehmen müßte. Die „Mona Lisa“ hat tatsächlich keine Ruhe mehr. Aus dem Louvre gestohlen, wanderte sie nach Italien, von dort wieder nach Paris in ihr altes Gemach. Als dann die Deutschen sich Paris näherten, wurde sie zu ihrer eigenen Sicherheit in eine Stahlkammer gesperrt. Da man aber trotz dieser sicheren Aufenthaltsortes für sie Befürchtungen hegte, hat man sie, wie jetzt aus Paris gemeldet wird, nunmehr nach Toulouse gebracht. Arme „Mona Lisa“!

Die leblichen Turkos.

Der Pariser Korrespondent der Zeitung „L'Idée“ hat von einem französischen Unteroffizier folgendes über die Turkos vernommen: Sie bringen abgehaute Köpfe als Beute vom Kampf mit, und es ist vorgekommen, daß sie in der Hitze des Gefechtes dem Feinde einen Teil der Wade oder die Nase abbißen.

Die bisherigen Verluste der englischen Flotte.

Allerlei Phantasiemeldungen haben verschiedene Schiffe Englands auf den Grund des Ozeans versinken lassen, die noch munter auf dessen Oberfläche umherfahren. Als authentisch kann man nur die Meldungen ansehen, die von englischer oder von deutscher Seite amtlich bestätigt sind. Danach sind bisher folgende Schiffe den deutschen Waffen zum Opfer gefallen: die älteren Panzerkreuzer (Stapellauf 1899-1900) „Hogue“ („Aboukir“ und „Cressy“); die geschützten Kreuzer „Pathfinder“ (Stapellauf 1904), „Amphion“ (1911) und „Pegasus“ (1897); das Minensuchboot „Speedy“ (veralteter Zerstörer); die Hilfskreuzer „Oceanic“ und „Austrell“. Durch Unfälle sind weiter verloren gegangen das Unterseeboot „U. C. 1“ und der Zerstörer „Bullfinch“ (von einem holländischen Dampfer gerammt). Alles in allem sind die der englischen Flotte beigebrachten Verluste, mit so viel Schein auch einzelne davon herbeigeführt wurden, keine beträchtlichen. Ihr Wert liegt mehr auf dem moralischen als auf dem technischen Gebiete.

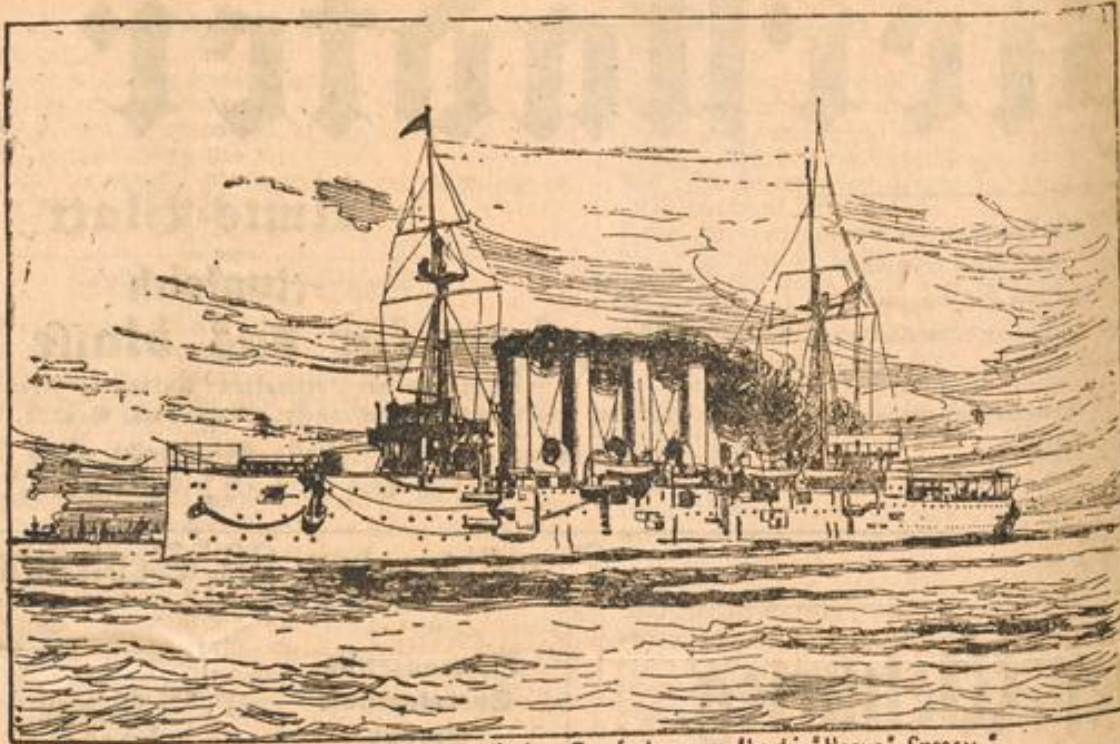
Die Cholera in Rußland.

Die russische Gefandtschaft in Bern fordert, wie der „Frankf. Ztg.“ aus der Schweiz gemeldet wird, sämtliche russischen Ärzte, die sich in der Schweiz befinden, und auch die Studenten der Medizin auf, sich sofort nach Rußland zu begeben. Es muß im Zarenlande schon schlimm genug aussehen, wenn die Regierung die jüdischen Studenten aus der Schweiz ruft. Erst vor kurzem hat die russische Regierung erklärt, daß sie keine jüdischen Ärzte annehmen will. Jetzt sind ihr sogar die jüdischen Studenten und Studentinnen gut genug, die wegen ihrer freiwilligen Gesinnung in die Gefängnisse wandern mußten und keine Möglichkeit hatten, im eigenen Heimatland zu studieren. Die russische Regierung weiß sehr wohl, daß die jüdischen Studenten europäische Gesinnung und freihetliche Gedanken in das Heer hineintragen, und trotzdem ruft man sie. Es wird darum allgemein angenommen, daß in Rußland die Cholera wütet. Dies geht auch aus Briefen hervor, die Russen aus ihrem Heimatlande erhalten haben. Die Cholera tritt in Südrußland fast in jedem Herbst auf, und in diesem Jahre war schon im Juni Podolien als verheert zu betrachten. Durch die großen Truppenverschiebungen hat sich die Epidemie höchstwahrscheinlich in weiteren Gebieten ausgebreitet. Die gesundheitspolizeilichen Vorkehrungen selbst in den russischen Großstädten jeder Beschreibung, so daß eine erfolgreiche Bekämpfung der Cholera im Kriege fast undenkbar ist.

Was können unsere Truppen gebrauchen?

Eine recht dankenswerte Zusammenstellung solcher Dinge, die bei unseren kämpfenden Truppen besonders erwünscht sind, veröffentlicht der stellvertretende Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege. Da sieht man, daß es gar mancherlei gibt, was in den Soldaten dankbare Abnehmer findet. Daher verdient die folgende Auflistung nicht nur die Beachtung derer, die ihre Spenden den Sammelstellen der Vereinigungen vom Roten Kreuz und der Rittersorden oder unmittelbar den staatlichen Annahmestellen für freiwillige Gaben zuführen, die in jedem Armeekorpsbezirk am Sitz des stellvertretenden Generalkommandos errichtet sind, sondern auch die Angehörigen der im Felde stehenden Mannschaften können hieraus ersehen, was ihre Lieben da draußen in Feindesland gebrauchen können:

1. Zigarren, Zigaretten, Tabak (Pfeifen), Zigarettenaschen, Geldtaschen, Brustbeutel, Briestaschen, Konferven, Schokolade, Kakao, Bonbons, Lebkuchen, kondensierte Milch, Bouillonkapseln, Suppenwürfel, Gemüsekonserven, Dauerwurst, geräucherter Fleischwaren, Rotwein, alkoholfreie Getränke.
2. Wollene Strümpfe, Unterjacken, Hosenträger, Leinwand und Barchent zu Fußlappen (baumwollener Fußlappentuch), Taschentücher, Pulswärmer, gestrickte graue Wollhandschuhe, Ohrenschützer, wollene Leibbinden.
3. Taschenmesser, Büffel, Notizbücher, Postkarten, Briefpapier, Briefumschläge, Bleistifte mit Schöner, Zahnbürsten, Zahnpulver, Zahnpasta, Seife, Seifendosen, Stearinkerzen, zusammenlegbare Handlaternen, Haarbürsten mit Kautschuk, Taschenspiegel, Streichhölzer mit Metallhülle, kleine Nähkisten (enthaltend Nadeln, Knöpfe, Band, Nadeln, Faden, Fingerringe), endlich Sicherheitsnadeln.



Der Typ der gesunkenen englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“, „Cressy“.

Das Eisene Kreuz.

Gleich nach der Erneuerung des Eisernen Kreuzes durch unseren Kaiser wurden von der General-Ordenskommission 150 000 Stück dieser Auszeichnungen bestellt. Acht einschlägige Firmen sind, wie der „Konfektionär“ mitteilt, mit der Anfertigung des Eisernen Kreuzes betraut worden. Man unterscheidet drei verschiedene Dekorationen: das Eisene Kreuz 2. Klasse, das am schwarz-weißen Bande im Knopfloch getragen wird, ist doppelseitig und besteht aus zwei gegossenen Eisenteilen, welche nach erfolgter Pressung der Initialen durch einen Silberrand zusammengefügt werden. Das Eisene Kreuz 1. Klasse, das man an der linken Seite ohne Band trägt, ist nur einseitig und auf silberner Unterlage. Dann gibt es noch das Großkreuz zum Eisernen Kreuz, eine außerordentlich hohe, bisher noch nicht verliehene Auszeichnung für Armeeführer, das an einem breiten schwarz-weißen Bande um den Hals getragen wird. Nichtkombattanten tragen das Eisene Kreuz an einem schwarz-weißen Bande. Die General-Ordenskommission übernimmt auch selbst die Verteilung an die einzelnen Kommandos.

In diesem Feldzuge konnten bis jetzt etwa 38 000 Eisene Kreuze erster und zweiter Klasse verliehen werden. — Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die vor dem Feinde erworbenen Orden und Ehrenzeichen beim Tode des Inhabers den Hinterbliebenen auf deren Wunsch beiliegen werden können. Auch ist es gestattet, diese Auszeichnungen auf Wunsch der Beteiligten in den Kirchen aufzubewahren.

8 Milliarden für den Krieg vorhanden.

Aus den Kriegsanleihen fließen dem Deutschen Reich 4380 Millionen Mark zu. Außer diesen Mitteln kann das Reich für den Krieg über eine halbe Milliarde Mark verfügen, die als Kassenbestände in einer Reihe von Fonds aufgespart worden waren. Dazu kommen noch einer Berechnung der „Deutschen Tageszeitung“ nach über drei Milliarden Mark, die das Reich aus der Reichsbank leihweise entnehmen kann. Insgesamt kann das Reich für den Krieg also über eine Gesamtsumme von 8 Milliarden Mark verfügen. Von militärischer Seite stammt die Angabe, daß jeder Kriegstag dem Deutschen Reich etwa 20 Millionen koste, einschließlich aller Ausgaben für die Unterstützung der Zurückgebliebenen. Das Reich kann auf dieser Basis 400 Tage lang mit 8 Milliarden Mark auskommen. Die Mittel für eine Kriegsführung auf mehr als ein Jahr sind also bereits jetzt vorhanden. Diese Schätzungen sind freilich nur Schätzungen. Es können Ausgaben fehlen, ebenso wie Einnahmequellen: wie die Steuern und der Wehrbeitrag, die Kontributionen und Requisitionen nicht angelegt worden sind. Deshalb ist die Schätzung eher zu niedrig als zu hoch.

Kämpfe in Ostafrika.

Aus Natal wird vom 21. d. M. über London berichtet: Eine deutsche Truppe, deren Stärke unbekannt ist, griff am 19. d. M. in dem Voi-Distrikt einen Posten 20 Meilen von der Grenze an. Nach einem stundenlangen scharfen Gefecht zogen sich die Deutschen unter Zurücklassung von acht Toten zurück. — Es dürfte sich um farbige Soldaten handeln. Die Verluste der Engländer werden nicht angegeben.

Kleine Kriegsnachrichten.

Nach einer Mitteilung der „Frankf. Ztg.“ sind nunmehr etwa 10 000 Eisenbahner in Frankreich, Belgien und Rußland tätig.

Die Türkei und der Dreiverband.

Das weggeklärte russische Stationschiff.

Die Türkei hat von den Tagen des Kriegsausbruchs an aus ihrer deutsch- und österreichfreundlichen Gesinnung kein Hehl gemacht. Gegen den Dreiverband herrscht allgemein im türkischen Volke eine geradezu feindselige Stimmung. Für die Dreiverbandsfeindschaft ist bezeichnend, wie man das russische Stationschiff aus dem Bosporus hinausgedrängt hat.

Wie eine Konstantinopeler Korrespondenz der „Allg. Zeitung“ berichtet, war es das einzige und letzte Kriegsschiff der kriegführenden Mächte, das nach immer, trotz aller Anregungen und Aufforderungen der Pforte, auf dem Bosporus geblieben war. Kurz vor oder gleich nach dem Ausbruch des Krieges waren die Stationäre von Frankreich, Großbritannien und Österreich-Ungarn (kleine Schiffe, meist Dachten mit einer Besatzung von 70 bis 120 Mann und nur mit einigen kleinen Geschützen ohne Kriegswert bewaffnet), nach ihren Heimatländern abgegangen.

Der deutsche Stationär „Dorech“ wurde abgetafelt und in der Bai von Beikos aufgelegt und die Besatzung an Bord stationiert. Allein der Russe blieb ruhig an seiner Post vor der Sommerresidenz des Botschafters. Von seinem Ankerplatz konnte er den Schwarzmeer-Eingang und den oberen Bosporus bis Gissar übersehen und genau alle Arbeiten für die Verstärkung und Verteidigung dieses Hafens verfolgen, namentlich auch das Minenlegen. Dies war natürlich für die Türken sehr unerwünscht, so untraglich, um so mehr, weil das Schiff durch seine starke drahtlose Telegraphenstation in steter unkontrollierbarer Verbindung von Sebastopol stand.

Als alle Mittel, das lästige Schiff auf andere Weise loszubekommen, erfolglos geblieben, hat man es so verstanden, daß es jedem unterlag, dem Schiff noch etwas zu helfen. Es wurde jedem untersagt, dem Schiff noch etwas zu helfen. Offiziere und Matrosen wurden überall an Land von Russen oder Gendarmen verfolgt, und zwei türkische Fischboote umkreisten Tag und Nacht das Schiff mit ihren Leuchtern es aus nächster Nähe fortwährend mit ihren Scheinwerfern, so daß an eine Nachtruhe an Bord nicht mehr gedacht werden konnte. Endlich zog der Botschafter diesem Auftreten die gewünschten und beabsichtigten Folgen und ließ das Schiff nach Sebastopol abgehen. Am selben Tage wurde die Minensperre vollständig, und trotz des Beirames wurden starke Truppenverschiebungen aus der Stadt nach den Stellungen an beiden Seiten des Eingangs des Bosporus vorgenommen.

Daß die Türkei der englischen Marinemission, die ähnlich wie die deutsche Militärmission unter General Liman von Sanders, die Aufgabe hatte, die türkische Flotte zu reorganisieren, längst den Abschied genommen hat, ist bekannt. Der Führer dieser Mission, Admiral Limpus, wurde darauf zum Kommandanten der englischen Mittelmeerdivision ernannt. Nach einer weiteren Meldung soll er sich mit den der Marinemission zugeordneten englischen Offizieren nach Sebastopol begeben haben.

Die Dardanellen, durch die die Russen seit Jahrzehnten die freie Durchfahrt vergebens anstreben, werden ebenso wie der Eingang vom Schwarzen Meer zum Marmarameer, der Bosporus, von den Türken sehr bewacht. Die Überwachung soll, nach einer Meldung der „Wiener Politischen Korrespondenz“, in letzter Zeit noch bedeutend verschärft worden sein. Alle Schiffe, die durch den Meerengen militärisch untersucht werden, die Ladung genau geprüft.

Politische Rundschau.

+ Berlin, 24. September.

Des Reichskanzlers Glückwunsch an den Erzbischof von Posen und Gnesen.

Am Donnerstag fand in Posen die feierliche Inthronisation des neuernannten Erzbischofs von Posen und Gnesen statt. Aus diesem Anlaß richtete der Reichskanzler an den Kirchenfürsten folgenden Telegramm: „Euer Erzbischöfliche Gnaden beehren sich mich am heutigen Tage meine aufrichtigsten Glückwünsche auszusprechen. Sie bestärken den Stuhl des heiligen Adalbert in einer ernsten und entscheidungsvollen Zeit, in der die gesamte Bevölkerung der Erzbischöflichen Diözese, dem Rufe unseres geliebten Kaisers folgend, ihre vaterländischen Pflichten in freudiger Einmütigkeit erfüllt. Gott schenke Ihrer Arbeit seinen reichlichen Segen zum Wohle der Diözese und des Vaterlandes.“

Bergünstigungen für freiwillige Krankenpflege.

Wie der preussische Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten den Provinzialparlamenten mitgeteilt, daß er bekannt gibt, hat der Kriegsminister zwar nicht für den diejenigen jungen Männer, welche zwar nicht für den Truppendienst, wohl aber für den Dienst der freiwilligen Krankenpflege im Etappendienst Verwendung gefunden, als freiwillig in das Heer aufgenommen werden. Auf Ersuchen des Kriegsministers verfügte der Kaiser, daß diejenigen jungen Männer, welche die Verpflichtung zur Dienstleistung für die ganze Dauer des Krieges eingegangen sind, die Zustimmung der Väter oder Vormünder beibringen und nachweisen, daß sie zum Dienst in der freiwilligen Krankenpflege angenommen und für den Etappendienst bestimmt sind, zu Notreisepflichtigen zugelassen werden. Ferner ordnete der Minister an, daß den bezeichneten jungen Leuten unter den angegebenen Bedingungen auf den Kriegsfreiwilligen und Fahnenjunker Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst der Reife für Obersekunda, Prima oder Oberprima zugestanden werden sind.

Aufruf!

Das Vaterland ist in Gefahr!

Der Kaiser ruft und alle, alle sollen kommen! Unsere Streiter zu Lande, zu Wasser und in der Luft stehen vor dem Feinde und haben schon Großes geleistet und Heldentaten verrichtet. Eine eiserne Zeit ist angebrochen, welche die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit jedes einzelnen stellt.

Wir hier in Bierstadt wollen nicht dahinten bleiben und gewiß gern dem Rufe folgen, den auch unsere Behörden, der Kultusminister, der Kriegsminister und der Minister des Innern, wie auch Regierungspräsident und Landrat an die heranwachsende Jugend vom 16. Jahre an zum militärischen Hilfs- und Arbeitsdienst zur Vorbereitung für den späteren Dienst im Heer und Marine ergehen lassen, sich an den Veranstaltungen zur sittlichen und körperlichen Kräftigung zu beteiligen.

Es ist eine Ehrenpflicht gegenüber dem Vaterlande und muß vor allem als eine Ehrenauszeichnung betrachtet werden, daß die jungen Leute und auch die älteren, welche noch zum Heere einberufen werden können, sich freiwillig an den Übungen beteiligen, welche ihnen für ihren künftigen Dienst von größtem Vorteil sind. Alle sind eingeladen.

Keiner schließe sich aus und keiner bleibe zurück.

Stellt euch alle ohne Ausnahme, morgen Sonntag, den 27. September, vormittags 8 Uhr, an der Schule in der Adlerstr. zur Übung ein.

Die Zeit und Lage ist ernst, und ernste Arbeit ist zu tun. Lasset euch alle willig dazu finden!

Im Namen der Vorstände der Vereine:

Kriegerverein. — Ortsausschuß für Jugendpflege. — Gewerbeverein. — Gesangverein „Frohsinn“. — Männergesangverein. — Arbeitergesangverein. — Die beiden Turnvereine. — Freiwillige Feuerwehr. — Der Bürgerverein. — Gesellschaft „Käwern“. — Sportverein „Athletia“.

Der Beauftragte:

Jäger, Geheimer Konsistorialrat.

Bekanntmachung.

Die Kontrollversammlung des gedienten Landsturms im Landwehrbezirk Wiesbaden findet für Bierstadt und Erbenheim am Dienstag, den 6. Oktober 1914, vormittags 9 Uhr in Erbenheim Schulhof, Taunusstraße Nr. 11 statt.

Es haben zu erscheinen alle Unteroffiziere und Mannschaften des ausgebildeten Landsturms aller Waffengattungen (d. h. alle gedienten Leute vom 39. Lebensjahre aufwärts), auch wenn sie sich bereits zum Dienst gestellt hatten und als krank wieder entlassen wurden, sowie die auf Reklamation zurückgestellten. Es haben nicht zu erscheinen die Leute, die bis zum 1. August 1914 das 45. Lebensjahr vollendet hatten.

Auf dem Deckel eines jeden Militärpasses ist die Jahresklasse des Inhabers angegeben.

Zugleich wird zur Kenntnis gebracht:

1. Besondere Beordnungen durch schriftlichen Befehl erfolgen nicht mehr. Diese öffentliche Aufforderung ist der Beordnung gleich zu erachten.

2. Willkürliches Erscheinen zu einer anderen als der befohlenen Kontrollversammlung ist verboten.

Wer durch Krankheit am Erscheinen verhindert ist, hat ein von der Ortsbehörde beglaubigtes Gesuch baldigst seinem Bezirksfeldwebel einzureichen.

3. Befreiungen von den Kontrollversammlungen finden grundsätzlich nicht statt.

4. Wer bei der Kontrollversammlung fehlt, macht sich strafbar.

5. Militärpapiere (Paß und Führungszeugnis) sind mitzubringen, soweit noch vorhanden. Ausfertigungen von Duplikaten finden vor der Kontrollversammlung nicht statt.

6. Die Mannschaften werden nach der Kontrollversammlung entlassen. Zur späteren Einstellung ergehen besondere Beordnungen.

Wiesbaden, den 21. September 1914.

Königliches Bezirks-Kommando.

Wird zur allgemeinen Kenntnis gebracht.

Bierstadt, den 24. August 1914.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Wo? bekommen Sie billig, schnell und modern garnierte

Damenhüte?

Im Modes-Geschäft Frau Schulz

Wiesbaden, Wellrigstr. 2.

Form und alle Zutaten billigt.

Wer erteilt?

Unterricht in Stenographie.
St. Schr. ab 1. Okt. in Bierstadt.
Angebote mit Preis bitte unter
E. W. Wiesbaden, Moritzstr.
64, 1. L., auch persönliche Meldung
bis Dienstag Mittag.

Ein Weinsäß

(fast neu)
zu verkaufen Bierstadt,
Friedrichstr. 10, 1.

Weinsässer

in allen Größen neu und ge-
braucht empfiehlt

Wiesbadener Kafflager,
Bleichstr. 27 — Tel. 4239.

Schüttelbirnen

billig zu verkaufen bei
Ludwig Janson,
Bierstadt, Talstraße Nr. 2.

Schöne Ferkel

zu verkaufen
Bierstadt, Reugasse 12.

Presto-Fahrräder

gehören unstreitig zu den bes-
ten Rädern der Welt. Aus
erstklass. Material zusammen-
gestellt, kann man diesen
Rädern auch Strapazen zu-
muten. Darum sehen sie sich
erst Presto an, ehe sie ein
Rad kaufen. — Alleiniger Ver-
treter für Bierstadt u. Umgeb.:
Hugo Jansen, Bierstadt,
Wilhelmstr. 2, Ecke Taunusstr.

Automobil-Vermietung,
Spenglerlei
und Installations-Geschäft.

Alle
Frauen!

wenden sich stets an
Apotheker
Hassencamp
Medizinal-Drogerie
„Sanitas“,
Mauritiusstraße 5,
700 neben Ballhofstra.
Telephon 2115.

Grundstücks- Verpachtung.

Die jetzige Pachtzeit der Pfarrgrundstücke dahier läuft
mit Michaeli d. Js. (29. September) ab.

Der Kirchenvorstand hat beschlossen, eine allgemeine
öffentliche Weiterverpachtung vorläufig bis auf Weiteres zu
verschieben.

Dagegen soll bereits ausgesprochenen und etwa noch
vorhandenen Wünschen entsprochen und denjenigen,
welche bisher Pfarrland gepachtet oder übernommen haben,
daselbe unter denselben Bedingungen wie bisher auf die
nächsten 3 Jahre belassen werden. Diejenigen, welche von
Gebrauch machen wollen, werden ersucht, eine er-
sprechende Erklärung bis zum 5. Oktober d. Js. auf der
Bürgermeisterei abzugeben.

Ferner wird denjenigen, welche freiverwendendes Pfarr-
land in der gleichen Weise pachtweise zu übernehmen ge-
sonnen sind, freigestellt, Anträge darauf ebenfalls bei der
Bürgermeisterei zu stellen; in diesen Fällen behält der
Kirchenvorstand die Entscheidung über die Zuerkennung
vor.

Die Genehmigung des Königlichen Dekanats bleibt in
allen Fällen vorbehalten.

Bierstadt, den 25. September 1914.

Der evangelische Kirchenvorstand.

Spar- und Vorschuß-Verein Bierstadt.

(eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung)
Der Verein nimmt von Jedermann, auch von Aus-
mitgliedern Spar-Einlagen in jeder Höhe entgegen.
Strengste Verschwiegenheit bezüglich der Spar-
lagen. Rückzahlung in jeder Höhe in der Regel sofort.
Ausgabe von Heimsparlaffen.
Den Mitgliedern werden:
Vorschüsse gegeben gegen Wechsel oder Schuldscheine,
gegen Sicherstellung Wechsel diskontiert, Kredit in Höhe
nungen gewährt ohne Provision. Wechsel-Zinssatz. Über-
nahme von jedirten Gütersteigeldern pp. Aufnahmen
neuer Mitglieder jeder Zeit Geschäftsstelle Talsstraße 2.

Bekanntmachung.

Unter Aufhebung der Bekanntmachung vom 10. Sept.
1914 wird nachstehende Bekanntmachung erlassen:

„Die auf dem Rhein zu Berg fahrenden Schlepp-
züge können bis auf weiteres die Kriegerbrücken bei
Gernsheim, Nackenheim und Budenheim
mit 5 Anhängern durchfahren; für die Talsfahrt wird
ein Anhänger gestattet.“

Mainz, 25. September 1914.

55 Mobilm.-Tag.

Königl. Gouvernement der Festung:
von Büding, General der Artillerie.



Krieger- und Militärverein Bierstadt.

Die Kameraden werden auf Samstag, 26. Sept.,
abends 8 Uhr zu einer

Generalversammlung

bei Gastwirt Heuß „zum Anker“ freundlichst eingeladen.

Tages-Ordnung:

Besprechung über weitere Beihilfe für die
im Felde stehenden Kameraden.

Da die Tagesordnung sehr wichtig ist, wird gebeten,
daß sämtliche Kameraden pünktlich und vollzählig erscheinen.

Der Vorstand.



Die Kaiser- Nähmaschine

ist unstreitig die ruhigstgehende
und beste Nähmaschine.

Alleinverkauf:

Phil. Eberle, Mainz.

Stadthausstraße 7.
Eigene Reparaturwerkstätte

Ihr eigener Schaden

ist es, wenn Sie bei den teuren
Zeiten nicht die Gelegenheit
ergreifen, billig einzukaufen.

Schuhhaus Deuser

Wiesbaden, Bleichstrasse 5
neben Hotel Vater Rhein.

Friedrich Exner

Wiesbaden, Reugasse 14. Fernsprecher 1924

empfiehlt in reichster Auswahl:

Erstlings- und Kinder-Wäsche:

Genden, Jäckchen, Einschlagdeckchen, Windeln, Wickelbinden, Windel-
hosen, Molton-Deckchen, Leibchen, Lätzchen, Röschchen, Schürze, Tauffleider,
Tragkleider, Capes, Ueberzieh-Jäckchen, Deckel-Mützen, Hüte, Püschchen,
Wagendecken, Flaschenwärmer, Ohrenbinden, Kinderschuhschürzen.

Zu Gelegenheits-Geschenken stets passende Artikel in allen
Preislagen.

Herrn-, Damen- und Kinder-Wäsche!

Herrn-Genden, Krage, Manschetten, Vorhemden, Taschentücher,
Hosenträger, Darschische, Korsetten.

Socken und Strümpfe.

Unterjassen, Tricot-Genden, Unterhosen.

Schürzen

in allen Formen und Stoffen.

Krawatten.

Unterhaltungs-Blatt.

Beilage zur „Bierstadter Zeitung“.

Nr. 27

Samstag, den 26. September.

1914.

Theaterblut.

20.

Von Max von Weizenthurm.

(Nachdruck verboten.)

„Aber mit dem, was du beim Regenttheater beziehst, müßte es uns doch nicht schwer fallen, einiges zu ersparen!“ bemerkte sie in lebhaftem Tone.

„Ich wüßte nicht, wie wir das ermöglichen sollten, da das Kind so viel kostet!“ warf er kalt ein. „Kinder sind sehr teure Luxusartikel, besonders in der Stadt. Was meinst du denn, Luch, wenn ich dir den Vorschlag mache, die Kleine aufs Land hinauszuschicken, beispielsweise zu Tante Marie? Sie würde sie gewiß gut versorgen, und der Aufenthalt draußen, fern von der Stadt, könnte ihr nur gut tun!“

Luch blickte ihn zornig an.

„Mein Kind fortschicken? Niemals! Wenn sie fortgeht, gehe auch ich! Wo kein Platz für die Kleine ist, findet sich auch keiner für mich!“

„Sei nur nicht gleich so aufgebracht! Ich machte dir ja nur einen Vorschlag, über den es nicht nötig ist, sofort in alle Rüste zu fahren. Was ich auch sage, ist dir nicht recht.“ fügte er mit beißender Ironie hinzu.

„Wir haben eben einen Irrtum begangen, indem wir uns heirateten, da sich derselbe aber nicht mehr gut ändern läßt, tun wir wohl am besten daran, uns mit der entsprechenden Ergebung hineinzufinden.“

„Für einen Schauspieler ist es überhaupt immer eine Torheit, zu heiraten!“ rief Oskar mißlaunig.

„Höre mich an, Luch,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „die Baronin Brompton wünscht, daß du sie besuchst. Sie hörte viel von dir und legt Wert darauf, deine Bekanntschaft zu machen!“

„Ich verlange aber die ihre ganz und gar nicht!“ erwiderte Luch hochmütig.

„Warum nicht? Meinst du, sie sei nicht vornehm genug für dich?“

„Ich werde die Baronin Brompton nicht besuchen,“ entgegnete sie kalt.

„Um, sie wird das auf Rechnung deiner Eifersucht schreiben!“

„Meiner Eifersucht!“ erwiderte die junge Frau mit so geringschätzigem Achselzucken, daß er recht wohl begriff, wie unnütz jeder weitere Einwurf sei.

Man kam schließlich dahin überein, daß Luch während der Sommermonate im Apollotheater auftreten sollte. Es wurde ihr diese Zusage nicht leicht, denn sie brachte natürlich stundenlange Trennungen von ihrem Kinde mit sich, für welche sie sich aber dann doppelt entschädigte, indem sie jeden freien Augenblick bei der Kleinen zubrachte. Diese Stunden des Zusammenseins mit ihrem Kinde und die Spazierfahrten mit Artur Wellington waren die einzigen Zerstreuungen.

Die Hitze fing an, unerträglich zu werden, die Farben wichen aus Luchs Wangen, und dunkle Ringe lagen um ihre Augen, aber sie war glücklich in dem Bewußtsein, Tüchtiges zu leisten und durch das, was sie verdiente, die Existenz ihres Kindes zu verbessern. Erwin Weed, der Autor, in dessen Stück sie als Prinzessin keine Erfolge erzielt hatte, suchte sie eines Abends im Apollotheater auf, um ihr zu sagen, daß

er hoffe, sie werde sich vielleicht doch wieder einmal dazu verstehen, in einer seiner Schöpfungen eine Rolle zu spielen.

„Wie, wollen Sie wirklich behaupten, daß Sie den Mut haben, mir nochmals eine solche anzuvertrauen, obzwar ich mich so wenig bewährt habe?“ fragte sie mit jenem Lächeln, dem niemand widerstehen konnte. Sah sie so aus, wie in diesen Augenblicken, so rief sie das ritterliche Empfinden und die Begeisterung eines jeden Mannes wach.

„Gewiß würde ich sehr gerne bereit sein, Ihnen eine Rolle zu übergeben, Frau Frikroh; Sie waren damals eine Anfängerin, und wir muteten Ihnen gleich zu viel zu. Kein Wunder, daß Sie nicht jenen Sieg davontragen konnten, welchen wir erhofften. Ich schreibe jetzt ein neues Stück, das im Herbst auf einer Kunstreise zuerst zur Aufführung gelangen soll. Es sollte mich freuen, wenn Sie die Hauptrolle übernehmen würden.“

„Auf einer Kunstreise?“ fragte Luch mit einer gewissen Bangigkeit, „ich glaube kaum, daß ich mich an einer solchen beteiligen könnte. Ich möchte nicht gern jetzt schon die Stadt verlassen.“

„Nun, vielleicht überlegen Sie sich's noch; Ihr Gehalt wäre sehr namhaft, aber das dürfte bei Ihnen nicht in Frage kommen. Mir würde es ein Vergnügen machen, die Welt darauf hinweisen zu können, was Sie zu leisten imstande sind!“

„Ich will die Sache überlegen,“ entgegnete Luch zerstreut. Ihre Gedanken waren zu der kleinen Elvira zurückgekehrt. Gelang es ihr, Geld zu verdienen, um dem Kinde eine gute Versorgung zu schaffen, so konnte sie sich vielleicht mit dem Gedanken versöhnen, die Kleine für einige Zeit zu verlassen. „Zedenfalls,“ sprach sie in verbindlichem Tone, nachdem sie ein paar Minuten nachgedacht, „bin ich Ihnen für Ihre freundliche Gesinnung sehr dankbar, Herr Weed; wollen Sie mich einmal besuchen? Sonntag nachmittag finden Sie mich immer zu Hause.“

„Ich werde es mir zur besonderen Ehre anrechnen,“ entgegnete der Schriftsteller mit einer tiefen Verneigung, indem er sich im stillen die verwunderte Frage stellte, wie eine Frau gleich dieser dazu gekommen sein könne, einen oberflächlichen Charakter wie Oskar Frikroh zu heiraten.

In gehobener Stimmung begab sich die junge Frau nach Hause, malte sich im Geiste eine sonnige Zukunft aus, an welcher, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft abgelegt hätte, wie das gekommen, Oskar Frikroh durchaus keinen Anteil hatte.

15.

„Bist du zu Hause, Luch?“ fragte eine laute, fröhliche Stimme, und Emma von Werthers hübsches Antlitz wurde in der Türspalte sichtbar.

„Deine Dienerin ist nicht ganz sicher gewesen, ob du wirklich zu sprechen bist.“

„Für dich immer,“ entgegnete die junge Frau mit leichtem Erröten. „Ich habe nur die Kleine bei mir,

und da pflege ich mich in der Regel verleugnen zu lassen, weil Oskar es nicht leiden kann, wenn Fremde das Kind zu sehen bekommen."

"Wer hätte sich das träumen lassen, Luch, daß du eine so aufopfernde Mutter werden könntest! Ich glaube, ich wüßte kaum, was ich mit einem so kleinen Klangen anfangen sollte!"

"Ich finde mich gut darin!" lachte Luch mit einem zärtlichen Blick in die dunklen Augen ihres Lieb- lings, die mit einer fast unheimlichen Feierlichkeit in die Welt zu blicken schienen.

"Ist die Kleine zart?" fragte Frau von Werther, die in ihrer auffallenden Kleidung, welche der neuesten Mode entsprach, einen seltsamen Kontrast bildete zu Luchs etwas matronenhafter Erscheinung.

"O nein, Elvira ist sehr kräftig," entgegnete die junge Frau hastig. "Doch nun, wo du gekommen bist, werde ich das Mädchen rufen, damit sie die Kleine fortbringe. Wir können dann ungestörter zusammen plaudern."

"Das ist gut!" erwiderte Frau von Werther. "Ich fühle mich niemals ganz behaglich, wenn ein Kind in der Nähe ist, man weiß nicht, wann es demselben durch den Sinn fährt, zu schreien, und ich habe wirk- lich Notwendiges mit dir zu besprechen!"

"Nun, um was handelt es sich denn?" fragte die junge Mutter, nachdem die Kleine fortgetragen worden war, gespannt.

"Um die Wahrheit zu gestehen, macht mich das, was ich dir sagen muß, ein wenig nervös! Du wirst dich vielleicht in heller Entrüstung aufrichten und mir befehlen, das Gemach zu verlassen."

"Du und nervös — das kann ich mir nicht vor- stellen!" rief Luch, die Freundin herzlich umarmend. Es bereitete ihr immer Vergnügen, die lebhafteste junge Frau zu sehen, obwohl sie sich über deren Oberflächlich- keit keinerlei Illusionen hingab.

"Ich bin wirklich nervös! Stelle dir jetzt vor, daß ich momentan nicht Emma von Werther bin, son- dern als Abgesandte der verwitweten Gräfin Berg vor dir stehe."

"Der verwitweten Gräfin Berg? Was in aller Welt habe ich denn mit ihr zu tun?"

"Sie ist die Großmutter unseres gemeinsamen guten Freundes Berg Webster und möchte ihn gern von einer Mißheirat zurückhalten."

"Wem will er sich denn vermählen, und was kann ich dabei ..."

"... also wirklich nichts? Ich dachte mir's, die Leute behaupten, du seiest diejenige ge- wesen, welche die Sache zustande gebracht."

"Emma, sprich doch deutlich und nicht so geheimnis- voll und unverständlich!" rief Luch lebhaft.

"Du mußt wissen, daß der junge Mann Hals über Kopf in Lola Beeth vernarrt ist, daß er sie um jeden Preis heiraten will, anstatt sich mit der standes- gemäßen Partie zufrieden zu geben, welche seine Groß- mütter für ihn passend wählet."

"Wie, er will Lola ... heiraten?"

"Zweifellos, da sie die Aussicht hat, einen Mann zu bekommen, der hunderttausend Gulden Jahresrente oder noch mehr besitzt."

"Ich glaube nicht, daß Lola zu dieser Gattung von Frauen gehört!" entgegnete Luch lebhaft.

"Glaubst du, daß du es zustande bringen würdest, sie zu ... lassen, daß sie zurücktrete? Kusine Lydia und die alte Gräfin Berg sind, wie du ja selbst weißt, eng miteinander befreundet, und es gibt nichts Schlechtes, was sie nicht von dir sagen würden. Na- türlich nahm ich deine Partei, und schließlich beauf- trage man mich, mich an dich zu wenden und durch dich den Versuch zu machen, Fräulein Lola durch Geld zum Aufgeben der Absichten zu veranlassen. Man hat ihr bereits gesagt, daß, wenn sie den jungen Aristokraten heirate, man ihm seine Zulage streichen werde, und er sich dann bemüßigt sehe, nur von seiner Gage und von jenem Teil des Privatvermögens zu leben, über welches er schon jetzt verfügen kann, und das seine Großmutter nicht in der Lage ist, ihm zu entziehen, den weitaus größeren Betrag aber hat sie

in Händen, und du magst überzeugt sein, daß sie ihm nicht einen Heller davon zukommen lassen wird."

"Ich glaube nicht, daß der Weg pekuniärer Ver- handlungen Lola gegenüber der richtige wäre."

"Es hat allerdings nicht den Anschein, aber der Familienrat hat beschlossen, den Versuch zu wagen, auf diese Art das gewünschte Resultat zu Tage zu fördern, Du sollst ihr als Freundin sagen, daß man alle Drohungen, welche man bis jetzt ausgesprochen, auch tatsächlich durchführen werde, daß aber, wenn sie ihren Ansprüchen entsage, die Familie bereit ist, ihr ein hüb- sches Geschenk zu machen, vielleicht zehntausend Gulden oder noch mehr."

"Ich sehe nicht ein, weshalb ich dieses schmutzige Geschäft für sie erledigen sollte," bemerkte Luch mit blizenden Augen. "Zene beiden gelten mir nichts, und Lola ist ein gutes kleines Ding, wert, des besten Man- nes Frau zu werden."

"Ich will ihrem Charakter in keiner Weise nahe treten, aber die Heirat wäre doch nicht wünschens- wert! Natürlich, wenn du nicht die Vermittlerin zu spielen gewonnen bist, so kann ich dich nicht zwingen, Kusine Lydia meinte, sie sei fest überzeugt, du werdest diesen Schritt nicht tun, es sei dir vielmehr erwünscht, wenn sie und ihre Freundin Unannehmlichkeiten hätten."

"Du wirst mich auch nicht dazu veranlassen, daß ich mich einmische, indem du mir all diese liebenswürdi- gen Aeußerungen wiederholst!" erwiderte die junge Frau mit schlaudem Lächeln.

"Ich dachte mir wirklich, die Versuchung, Kusine Lydia zu beweisen, wie sehr sie im Unrechte sei, könnte dich veranlassen, ihren Wunsch zu erfüllen. Du bist aber unendlich selbständig und entschieden geworden! Wer könnte glauben, daß du identisch seiest mit dem kleinen Geschöpf, welches ich, als es bei mir zu Gaste weilte, in später Nachtstunde gewaltsam mit mir zog, damit es im Vereine mit uns Karten spiele. Du hast dich wesentlich verändert seit jenen Tagen, bist aber um vieles anmutiger geworden. Wie hübsch du doch bist! Ich sehe auch nicht übel aus, wenn ich Toilette gemacht habe, aber der Unterschied zwischen uns besteht darin, daß du ohne jede Kunst und Nach- hilfe schön bist! Du willst also in keiner Weise dich in Verhandlungen mit Fräulein Beeth einlassen?"

"In Verhandlungen nicht, aber ich werde mit ihr sprechen und sehen, was sie geneigt ist, zu tun. Ich glaube ... , daß es viel Glück im Gefolge hat, wenn man Leute heiratet, die einer anderen Lebenssphäre an- gehören als jener, in der man selbst lebt."

"Bist du denn nicht glücklich, Luch?" fragte Emma in unüberlegter Hast. "Du weißt, daß ich mich niemals dem Glauben hingab, Oskar Fikroh könne ein beson- ders guter Ehemann sein, schöne Männer sind das selten."

"O, ich bin glücklich, ganz glücklich!" erwiderte Luch, die viel zu stolz war, um je die Wahrheit einzugestehen. "Aber ich habe ja doch auch Einblick in andere Ehen gehabt."

"In Bezug auf Heiraten kann ich dir übrigens eine ... mitteilen," bemerkte Emma nach einer kleinen Pause, "doch vielleicht weißt du sie bereits, vielleicht hat er sie dir schon gesagt."

"Ich habe nicht die entfernteste Ahnung, wer dieser ... er ... sein könnte, gesagt hat er mir gewiß nichts."

"Ich spreche von Arthur Wellington und hörte die Kunde von Kusine Lydia, welche in ihrer wohlwollen- den Art ausnehmend erfreut ist, daß er deinen Ränken nicht erlegen. Sie meint, es sei eine Fügung der Vor- sehung gewesen, daß du in deiner Blindheit, der En- gebung des Augenblicks folgend, ihn zurückgewiesen, während du später sicherlich gerne zugegriffen hättest!"

"Und wer ist die Dame, welche er heiraten soll?" fragte Luch mit unsicherer Stimme.

"Olga von Carew, die Tochter des Admirals, du erinnerst dich ihrer gewiß. Ich weiß, daß er immer eine gewisse Vorliebe für sie hatte. Sprach er dir wirklich nicht von der Sache?"

"Nein! Er ist eine Woche lang fort gewesen, ich muß ihm gratulieren, sobald er zurückkehrt."

(Fortsetzung folgt.)

Perlen der Dichtkunst

Von W. H. Merad.

Arbeits schwere Tage gleiten
Müd' an meinem Weg hinunter,
Doch ich will nur vorwärts schreiten,
Still ergeben, frisch und munter.

Und ich habe meine Bürde
Jeden Morgen auf dem Rücken,
Um zu tragen sie mit Würde,
Mag sie hart auch manchmal drücken.

O, wie steigt die blaue Ferne
Lodend stets vor sel'gem Blicke!
O, wie künden neue Sterne
Hehres Glück mir im Gescheide!

Und so schreit' ich ohne Zagen,
Mag mein Herz im Traum sich wiegen:
Vor mir wird als Lohn der Plagen
Einst die liebe Heimstatt liegen.

Das Höhlenschloß Puxer Luegg bei Teufenbach in Steiermark.

In Oesterreichs Alpen sind es besonders zwei Burgen, welche durch ihre eigenartige Lage die Aufmerksamkeit des Touristen fesseln. Die eine derselben, Puxer Luegg bei Teufenbach im Judenburg's Kreise, ist im wahren Sinne des Wortes „ein Höhlenschloß“. Die andere befindet sich tief in Krain, vier Stunden von Adelsberg im Birnbauer Walde; sie liegt in der Talschlucht vor einer Felsengrotte und führt einfach den Namen Luegg. Beide Bauwerke, jetzt mehr Ruinen, mögen zu gleichem Zwecke erbaut worden sein; denn ihre versteckte Lage läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß wir es mit Raub- und Versteckschlössern des Mittelalters zu tun haben. In bezug auf geheimnisvolle Lage bietet Puxer Luegg entschieden ein größeres Interesse. Um die Burg zu erreichen, benutzt man die Kronprinz-Rudolfs-Bahn, indem man von Judenburg ab in der Richtung nach Villach, einige Stationen südöstlich, bis zum Haltepunkt Teufenbach fährt. Der Ort liegt an der Landstraße auf der Hälfte des Weges, welcher vom uralten St. Lambrecht nach Judenburg führt. Hier erhebt der hohe Puxberg sein trotziges Haupt, auf der Südseite in steilen Wänden senkrecht abfallend. Da ist auch die Stelle, wo sich in der Höhe von hundert und einigen Klaftern über der Talsohle die Eingänge zweier Höhlen befinden. Beide bargen einst bedeutende Bauten, von denen jetzt nur noch in der größeren, etwas höher gelegenen einige Ruinen und verworrenes Trümmerwerk erhalten sind. Recht deutlich spricht sich in diesen Ruinen dem Beschauer der Zweck des ehemaligen Schlosses aus. Raubritter, verschlagen und tollkühn zugleich, bezogen die einsame Höhle, um bequem die in geringer Ferne einander kreuzenden Heerstraßen beobachten zu können und die daselbst ziehenden zahlreichen Handelsleute auszuplündern. Im sicheren Versteck, jedem Versuch zu einem Ueberfall bohnlachend, verzehrten sie ihren Raub in dem unheimlichen Felsen- niste, dessen Zutritt dem geübtesten Bergsteiger bei Anstrengung und Gefahr auch heute nur mit Steigeisen und Leitern möglich ist. Deshalb wird der vereinsamte Winkel von den Fremden auch nur selten besucht. Die Tiefen der Höhle, deren Eingang die Burg unangreifbar machte, sind den Festsitzenden unbekannt; benachbarte Talbewohner versichern, daß sie sich stundenlang in das Innere des Berges zurückzögen. Ebenso ist die Sage geschäftig, die seit langen Zeiten in Trümmern liegende Feste „Puxer Luegg“, auch „Puxer Loch“ und „Chalon“ genannt, mit allerlei Schauerhistorien in Verbindung zu bringen.

Wohl mag diesen blutigen Erzählungen bis zu einem gewissen Grade Wahrheit zu Grunde liegen, denn es ist

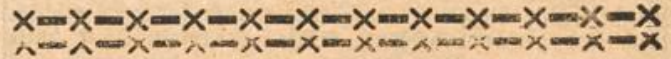
nicht anzunehmen, daß die einstigen Inhaber des nicht sicheren Verstecks lediglich aus Liebhaberei hier wohnten, aber die lokale Geschichte berichtet hierüber nichts Gewisses, und wo ihre Halbschwester, die Volks Sage, Platz greift, wird die Grenze von Wahrheit und Phantasie bekanntlich stets getrübt.



Tagespruch.

Schmerz ist das große Band,
Das alle Welt umschlungen,
Es macht den Besten dich verwandt,
Die je gedarbt und gerungen.

Moquette.



Die Junggesellensteuer.

Humoreske von B. Wittweger.

(Nachdruck verboten.)

Sie kannten sich schon von klein auf und liebten sich seit langen Jahren. Warum sie sich nicht geheiratet hatten, das begriff kein Mensch, und sie selbst begriffen es auch nicht; sie hatten wohl den rechten Zeitpunkt verpaßt. Früher, als sie beide noch jung waren, zur Zeit der ersten, grünen Liebe, da ging's nicht. Und auch später war Georg Burgstein, der Besitzer einer kleinen Sortimentsbuchhandlung, nach seines Vaters Tode nicht in der Lage, eine reine Neigungsheirat schließen zu können. Er mußte seinen beiden verheirateten Schwestern ihren Anteil an Haus und Geschäft herauszahlen. Und Lotte Gradaus hatte nichts, nur eine sehr leidende Mutter, die die Pflege der Tochter nicht entbehren konnte. Dann kam ein Umschwung. Lotte Gradaus machte, kurz nachdem ihre Mutter das Zeitliche gesegnet hatte, einen ansehnlichen Lotteriegewinn, und war nun eine sogenannte gute Partie. Sie zog in die erste Etage des hübschen Hauses, dessen Mansarden sie bisher mit ihrer Mutter bewohnt hatte, und das der Burgsteinschen Wohnung gerade gegenüberlag. Georg Burgstein, damals eben seinen Verpflichtungen gegen die Schwestern ledig, hatte nur die erste Trauerzeit abgewartet und dann endlich um seine Schülerliebe werben wollen.

Nun wagte er es nicht mehr. Man hätte ihm vorgeworfen, er habe es nur auf Lottes Geld abgesehen. Er war nun mal ein närrischer Kerl in solchen Dingen. So blieb alles zwischen den beiden beim alten. Lotte, immer noch eine nette, frische Erscheinung, kam ab und zu mal in die Buchhandlung, um Briefpapier oder Ansichtskarten einzukaufen, und dabei unterhielt sie sich gern ein paar Minuten mit ihrem früheren Anbeter. Etwas hatte sich mit dem Tode der Mutter Gradaus aber doch geändert. Herr Burgstein hatte der alten Dame alljährlich persönlich zu Neujahr gratuliert. Nun schickte er nur eine schön-verzierte Karte an die Nachbarin, denn er konnte doch nicht mehr selbst hinübergehen. Was hätten da die Leute denken sollen!

Jeden Morgen, wenn Lotte Gradaus ihre Blumen begoß, stand Herr Burgstein am Fenster und sah nach dem Stand des Außenthermometers. Dann machte er der Nachbarin eine Verbeugung, die sie mit einem leichten Nicken des Kopfes erwiderte. In diesen engen Grenzen hielt sich der Verkehr der beiden, die sich seit früher Jugend still und treu liebten, jahraus, jahrein. Herr Georg Burgstein war nun schon aus dem Schwabenalter, und Fräulein Lotte zählte 37. Im Juni pflegte der Buchhändler, der etwas zur Beleibtheit neigte, eine Kur in Marienbad durchzumachen, und Fräulein Lotte ging wegen ihrer etwas rheumatischen Anlage stets im Juli nach Wiesbaden. Anfang August berichteten sie sich dann, wenn Fräulein Lotte in die Buchhandlung kam, ausführlich von ihren gegenseitigen Erlebnissen und Kurserfolgen, und die Wiedersehensfreude war jedesmal groß. Aber sie fanden doch niemals den Mut, sich zu sagen, wie sehr sie sich immer noch liebten.

Da geschah eines Tages etwas Wunderbares. In dem benachbarten Fürstentum kam ein neues Gesetz heraus; alle unverheirateten männlichen und weiblichen Personen, die über ein Einkommen von 3000 Mark verfügten, sollten

zum 30. Lebensjahre an eine besondere Steuer zahlen. Die Sache wurde lebhaft besprochen, und alle Zeitungen berichteten darüber. Man muntelte im Städtchen davon, daß auch die diesseitige Regierung nicht übel Lust habe, dem Beispiel des Nachbarstaates zu folgen und die Finanzen des Landes gleichfalls durch eine solche Steuer aufzubessern.

Fräulein Lotte Gradaus entdeckte, als dieses Gerücht umging, daß sie notwendig Briefpapier, Bremer Börsefiebern M und ein Stück Radiergummi brauchte. Sie packte die Stunde ab, zu der Herrn Burgsteins „junger Mann“ sein Mittagessen einnahm, und begab sich über die Straße in die Buchhandlung, sicher den Herrn Nachbar allein zu treffen. Bisher hatte sie das stets in jugendlicher Scheu vermieden. Mit stichtlicher Freude begrüßte Herr Burgstein die Nachbarin und fragte nach ihren Wünschen. Rasch und gewandt bediente er sie. Fräulein Lotte hätte ja nun wieder gehen können; aber sie blieb noch, zu Herrn Georgs großer Befriedigung. Sie sah so nett und frisch aus — die alte Liebe wallte mächtig im Herzen des Buchhändlers auf!

Fräulein Lotte fragte ihn über die Zeitläufte, und er gab gern Auskunft. Dann flokte das Gespräch, und nach einer etwas peinlichen Pause fragte Fräulein Lotte: „Was sagen Sie nur zu der neuen Steuer, Herr Burgstein?“ Sie zögerte, und der Buchhändler fiel lebhaft ein: „Ach, Sie meinen die Junggesellensteuer? Ich finde sie einfach empörend! Als ob man immer selbst schuld —“ Nun wurde Fräulein Lotte eifrig:

„Ja, was die Männer anlangt, so ließe sich das am Ende begründen, aber wir Mädchen — lieber Gott, was können wir denn dazu, wenn wir sitzen bleiben? Es ist doch nun mal nichts Brauch, daß wir —“

„Nein, das ist's nicht, liebes Fräulein Lotte. Aber auch wir Männer — nehmen wir mal an, es liebt einer ein armes Mädchen. Die Verhältnisse gestatten ihm nicht, um sie zu werben. Und dann wird das Mädchen plötzlich reich, und nun wagt er's nicht mehr, um sich keinen Mißdeutungen auszusetzen. Der Fall wäre doch denkbar, nicht?“

Herr Georg Burgstein hatte rasch und lebhaft gesprochen, fast, als hätte er vergessen, wem er diese Frage vorlegte.

„Gewiß, der Fall ist denkbar,“ erwiderte Lotte Gradaus. „Aber nehmen Sie mal ein Mädchen, ein spätes Mädchen, wie man heute für „alte Jungfer“ sagt. Sie liebt schon seit früher Jugend, und sie weiß, daß der Mann ihrer Liebe lange nicht an eine Heirat denken kann. Er hat Verpflichtungen gegen seine Geschwister, gegen eine verwitwete Mutter vielleicht, und das Mädchen ist arm. Sie macht ihm keinen Vorwurf, nicht einmal in Gedanken. Und dann, nun ja, dann kommt sie zu Vermögen, sie gewinnt in der Lotterie, oder sie macht eine Erbschaft. — Nun ja, Sie sagten da selbst bei Ihrem Beispiele, daß der Mann jetzt nicht den Mut hat, um des Mädchens Hand zu bitten. Wie gern würde sie ihm nun vielleicht sagen: Ich hab' dich immer noch lieb, und wenn du willst — aber nein, das darf sie nicht, weil es sich nicht schickt. Und nun soll sie, die doch so gern, so sehr gern — nun soll sie Steuern dafür bezahlen, daß sie allein geblieben ist. Das ist doch heller Unsinn!“

„Ganz recht, heller Unsinn! Nehmen wir aber einen dritten Fall an. Der Mann, von dem ich sprach, und das Mädchen, daß Sie als Beispiel wählten, erkennen plötzlich, daß sie sehr töricht gewesen sind. Durch die neue Junggesellensteuer kommen sie zu dieser Erkenntnis, und sie beschließen, dem „Rader Staat“ ein Schnippchen zu schlagen und sich zu heiraten, ehe die Junggesellensteuer auch in ihrem Vaterlande Gesetz wird. Wäre der Fall nicht auch denkbar?“

Herr Georg Burgstein streckte seiner Nachbarin über den Lادتisch die Hand hin und fragte: „Wollen wir dem Staate ein Schnippchen schlagen, liebes Fräulein Lotte?“

Fräulein Lotte legte ihre Hand in die des Buchhändlers und sagte lächelnd: „Nun dürfen wir aber über die neue Steuer nicht mehr schelten!“

In diesem Augenblick kam der „junge Mann“ vom Essen zurück, und Fräulein Lotte Gradaus verabschiedete sich hastig. — — —

„Endlich!“ sagten die Leute im Städtchen, als am nächsten Tage die Verlobung des Buchhändlers Georg Burgstein mit Fräulein Lotte Gradaus in der Zeitung stand.



— Die Farbenblindheit in der modernen Kunst tritt uns nirgends augenscheinlicher entgegen als bei den Plakaten, die uns zu den Stätten der Kunst einladen sollen. So hatte man für das Landesaussstellungsplakat in Zürich einen „grünen Schimmel“ aufgetan. Demselben widmet nun ein bekannter Züricher Poet in der „Züricher Wochenchronik“ folgende Verse:

„Hab' Erbarmen, Herr im Himmel,
Heutzutage mit der Kunst,
Denn nun gibt es grüne Schimmel,
Und die weißen sind verhunzt.“

Mit viel tausend schönen Franken
Ward prämiert das Wundervieh;
Dafür soll der Schweizer danken
Dieser Weisheit von Zury.

Seht, wie herrlich sitzt der Bauer
Auf der grünen Adermähr,
Und erstaunt fragt der Beschauer:
Stolzes Roß, wo kommst du her?

Ja, das weiß nun freilich keiner,
Nicht einmal Herr Cardinaur,
— Geschweige denn noch unsereiner —
Vielleicht stammt's aus Jericho?

Sicher aber, das ist eines,
Sagen wir es ungeniert:
Eines Lob's bedarf es keines,
Denn die „Kunst“ hat uns blamiert!“

— Beeinflusst die Straßenteuerung den Pflanzenwuchs? Bei der Bekämpfung der Staubplage hat sich die Behandlung der Straßen mit Teerpräparaten als ein gutes Hilfsmittel erwiesen. Allerdings vermag das Teeren, wie man vor allem in Frankreich beobachtet und durch Versuche nachgewiesen hat, unter Umständen einen schädigenden Einfluß auf die Pflanzenwelt auszuüben. Daß der Teer auf die Pflanzen als heftiges Gift wirkt, ist schon seit geraumer Zeit bekannt. Für das Zustandekommen der schädlichen Wirkung des Teers bieten sich im vorliegenden Falle die folgenden Möglichkeiten: Entweder würde der Teer bis zu den Wurzeln der Pflanze durchsickern oder sein Dampf in die Pflanzen eindringen, oder es könnte schließlich auch Teerstaub, d. h. fein zerriebenes Material der geteerten Straßendecke, auf die empfindlichen Pflanzenteile gelangen. Diese Fragen sind nach dem „Prometheus“ nunmehr auch von deutscher Seite, nämlich von Professor Dr. P. Clausen, in der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft eingehend geprüft worden. Seine Forschungen faßt Clausen wie folgt zusammen: 1. Der flüssige Teer schadet den Wurzeln einer Pflanze nur dann merklich, wenn er lebende Zellen in größerer Zahl zerstört. Die Wurzeln krautiger Pflanzen gehen immer ein, da sie rasch vom Teer durchtränkt werden, während Wurzeln mit dicken Korfschichten mehr oder minder lange, oft dauernd, Widerstand leisten können. 2. Werden Pflanzen in Luft von einem gewissen Teerdampfgehalt gebracht, so leiden sie stark. Steigt der Teerdampfgehalt, so nimmt die Schädlichkeit rasch zu. 3. Teerstaub, hergestellt durch Pulverisieren einer erhärteten Teererdemischung, verursacht Wunden an Blättern und jungen grünen Zweigen. Dabei stellte es sich heraus, daß verschiedene Teersorten in sehr verschiedenem Grade giftig sein können. In der Umgebung von Berlin waren Schädigungen der an geteerten Straßen wachsenden Pflanzen in nennenswertem Umfange noch nicht zu beobachten, wie überhaupt aus Deutschland Klagen über ungünstige Einflüsse der Straßenteuerung auf die Pflanzenwelt bisher nicht laut geworden sind. („Das Wissen.“)

Bunte Steinchen.

Nach den Ermittlungen des königlich bayerischen statistischen Landesamtes sind im Jahre 1912 auf dem Main insgesamt rund 313 000 Tonnen Holz in Flößen aus Bayern ausgeführt worden, darunter 508 000 Tonnen weiches und 5000 Tonnen hartes Holz.